

Ranafast Irland-Reisetagebuch Sommer 2020

„Eine Woche vor der geplanten Abfahrt stehen wir fast täglich mit Gaeltacht in Kontakt, spielen Möglichkeiten durch, wägen ab. Alle bleiben realistisch, aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt, und nach so vielen Wochen in Ungewissheit kommt es auf die paar Tage auch nicht mehr an“...

Prolog II

„15. Juli, 10 Uhr?“ Die Sprechstundenhilfe meiner Neurologin schaut mich fragend an. „Nein, tut mir leid- vom 10. Juli bis zum 2. August bin ich hoffentlich in Irland, da kann ich leider nicht.“ Sie wechselt einen Blick mit ihrer Kollegin – einen Blick, der vor Mitleid geradezu trieft. Ganz offensichtlich sind die beiden Damen sich einig, dass – auch wenn meine Untersuchungsergebnisse zum Glück besagen, dass die schlimmen Diagnosen, die im Raum standen, ausgeschlossen werden konnten – in meinem Oberstübchen etwas gewaltig in Unordnung geraten sein muss. Eine Auslandsreise? Nach Irland? Im Juli 2020?

Die Frage, ob wir eigentlich verrückt geworden sind, haben wir uns selbst auch unzählige Male gestellt. Eine Auslandsreise zu Corona-Zeiten? Als vierköpfige Familie? Was riskieren wir da? Nur einen Papierkrieg und unerfreuliche Einschränkungen, eine saftige Geldstrafe oder gleich unser aller Gesundheit? Muss das überhaupt sein? Reichen nicht doch die zehn Tage Nordsee in unserem eigenen Ferienhaus, die wir uns noch sichern konnten, als in Deutschland eigentlich schon keine freien Ferienunterkünfte mehr verfügbar waren? Kann man nicht mal Urlaub in den eigenen vier Wänden machen – zumal, wenn man gerade anbaut und es da eine Baustelle gibt, die man besser nicht unbeaufsichtigt ließe? Sicher wäre es vernünftig gewesen, den Traum von der Auszeit in Donegal für dieses Jahr zu begraben. Aber wir schaffen es nicht, vernünftig zu sein. Zu sehr hängen wir an diesem Ort, in den mein Mann und ich uns vor gut 15 Jahren verliebt haben und der inzwischen auch für unsere beiden Söhne, sieben und zehn Jahre alt, unser zweites Zuhause ist.

Uns ist bewusst, dass wir in den Zeiten von Lockdown und Schulschließung zu den Glücklichen gehören. Wir müssen keine Angst um unsere Jobs haben, ich bin im Homeoffice, die Kinder haben engagierte Lehrerinnen und Lehrer und keine Probleme mit dem Lernstoff. Trotzdem ist es anstrengend, zwischen zwei Skype-Sprechstunden mit meinen Studierenden mit einem Sechstklässler die Feinheiten einer Lektüre zu besprechen, zwischen zwei E-Mails eine lateinische Übersetzung zu korrigieren und permanent einen Zweitklässler, der verständlicherweise lieber aus dem Fenster schauen und träumen oder gleich in den Garten gehen und spielen würde, dazu anzuhalten, seine Schreibrübungen und die Arbeitsblätter zur Multiplikation in diesem Leben noch zu beenden. Irgendeiner starrt immer auf irgendeinen Bildschirm – der eine simuliert mündliche Abiturprüfungen, der andere hat gerade eine Stunde Erdkundeunterricht per Zoom, und dann muss Mama sich im Arbeitszimmer einschließen und darf bitte die nächsten zwei Stunden nicht gestört werden: Videokonferenz mit der Institutsleitung. Dazwischen müssen auch mal Wasch- und Spülmaschine laufen, Kinder wollen gelegentlich mit Nahrung versorgt werden und benötigen Hilfe, wenn sie Geige und Klavier üben. Wenigstens ab und zu muss man etwas Ordnung schaffen, und ab Anfang Juni passiert all das untermalt von der Geräuschkulisse einer Baustelle, denn der Balkon im ersten Stock soll endlich in das größere Kinderzimmer verwandelt werden, das wir unserem Jüngsten versprochen haben. Meist sitzen mein Mann und ich abends, wenn die Kinder endlich im Bett sind und die Stichsäge schweigt, wieder am Rechner und erledigen, wozu wir tagsüber nicht gekommen sind.

Der Gedanke an unsere Auszeit in Donegal ist immer dabei. Uns ist klar, dass unsere Chancen nicht gut stehen. Quarantäne in Großbritannien, Quarantäne in Irland, unsere Pläne hängen an einem seidenen Faden. Schnell ist absehbar, dass es bestenfalls bis zur allerletzten Sekunde vor der geplanten Abreise am 10. Juli spannend bleiben wird und ein Sommerurlaub im eigenen Garten alles andere als unwahrscheinlich ist

bzw. wäre, wenn dort nicht das Baumaterial für den Anbau lagern würde. Wir verfolgen die Berichte in den Medien, schauen täglich auf die Webseite von Gaeltacht Reisen, hören, wie reihum im Freundeskreis geplante Auslandsreisen storniert werden. Täglich bearbeite ich Härtefallanträge von Studierenden, die die geplanten Studienaufenthalte in Großbritannien oder Irland, zu denen sie als angehende Englischlehrer in NRW verpflichtet sind, nicht antreten können. **Trotzdem können wir uns nicht dazu durchringen, einen Schlusstrich zu ziehen und uns auf zehn Tage Ostfriesland einzustellen.** Auch die Kinder wissen, dass es nicht gut um unsere Reisepläne steht. Sie sind einsichtig und versuchen im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu verstehen, warum Corona unser Leben so auf den Kopf stellt und nichts mehr ist, wie es war. Aber wir merken auch zunehmend, was Corona mit ihnen macht. Sie werden immer sensibler und dünnhäutiger, sind immer häufiger traurig, wissen nichts mit sich anzufangen, und ständig bricht Streit über irgendwelche Nichtigkeiten aus. Der Funke in ihren Augen, den ich immer sehe, wenn sie von Donegal sprechen, verglimmt immer schneller. Und wenn ich ehrlich bin, geht es mir nicht anders. Schließlich trennen wir uns auch noch von unserem Plan B. Nachdem wir erfahren haben, dass die Ferienorte in Ostfriesland schon vor Beginn der Schulferien komplett überfüllt sind, zieht uns dort nichts mehr hin. Ich gebe unser Haus wieder frei – und keine zwei Stunden später hat sich bereits ein Mieter gefunden. Das Thema Nordsee hat sich erledigt.

Zum Glück gibt es Christian Ludwig, unseren Fels in der irischen Brandung. Kennengelernt haben wir uns Ende 2016, als mein Mann und ich beschlossen hatten, im Sommer 2017 nach einer mehrjährigen Kinderpause endlich zu unseren jährlichen Donegal-Reisen zurückzukehren. Unsere Freunde in Crolly, Anlaufstelle auf allen früheren Reisen, hatten mittlerweile ein Alter erreicht, in dem wir es ihnen nicht mehr zumuten konnten, uns drei Wochen lang zu beherbergen. Also suchte ich im Internet nach Ferienhäusern in der Gegend um Crolly und entdeckte Conny's Cottage. Schon in die Fotos auf der Webseite von Gaeltacht Reisen hatte sich die ganze Familie spontan verliebt, und das Reisebüro war früher schon unser Ansprechpartner für die Buchung von Fährtickets oder die Organisation einer Schulfahrt gewesen. Man telefonierte, die Chemie stimmte, und schnell war man beim Du. Da wir seit vielen Jahren in der irischen Musikszene unterwegs sind – nach Donegal hat uns ursprünglich die Frankie Kennedy Winter School geführt, an der wir regelmäßig teilgenommen haben, bis die Kinder kamen – gab es in Deutschland wie in Irland gemeinsame Bekannte, man war auf einer Wellenlänge. Inzwischen ist Conny's Cottage „unser Zuhause in Irland“, wie die Kinder sagen, und wir buchen mittlerweile meist den nächsten Aufenthalt Monate vor dem „aktuellen“.

Christian ist entspannt, er sagt, wir können nur abwarten, wie sich die Lage entwickelt. Damit hat er natürlich völlig recht, also fügen wir uns in unser Schicksal und halten die Füße still. Er meint, im Notfall würden wir uns schon einig mit den Stornogebühren – und wir wissen, dass wir uns darauf verlassen können. Ende Juni, als sich abzeichnet, dass die Quarantäne in Großbritannien aufgehoben werden könnte, bucht er zumindest schon mal unsere Fähren um. Die geplante Zwischenübernachtung bei einem Freund meines Mannes steht natürlich nicht mehr zur Debatte, und wir möchten einen größeren Zeitpuffer zwischen den beiden Fähren – wer weiß, wozu wir ihn brauchen werden. Eine Woche vor der geplanten Abfahrt stehen wir fast täglich mit Christian in Kontakt, spielen Möglichkeiten durch, wägen ab. Alle bleiben realistisch, aber die Hoffnung stirbt bekanntlich zuletzt, und nach so vielen Wochen in Ungewissheit kommt es auf die paar Tage auch nicht mehr an. Wir freuen uns, dass die Quarantäne in England aufgehoben wird, aber da wir auch durch Nordirland fahren müssen, ist damit nur ein Teil unseres Anreise-Problems gelöst, und die Self Isolation in Irland gibt es schließlich auch noch.

Am Dienstagabend vor der Abreise beschließen wir, das Angebot einer Bekannten anzunehmen und in ihrer HNO-Praxis einen Corona-Schnelltest machen zu lassen. So sind am Mittwochvormittag unsere Abstriche auf dem Weg ins Labor, und ich vervollständige sicherheitshalber schon mal die Pack-Liste und lasse Waschmaschine und Trockner laufen, während ich in den letzten Video-Konferenzen sitze. Seit dem Wochenende versuche ich, die diversen Vorgaben für Locator Forms und Self Isolation zu verstehen. Das

britische Formular kann man nur noch online ausfüllen, also registriere ich mich und stelle fest, dass man nur häppchenweise erfährt, welche Daten einzugeben sind, da sich das nächste Fenster nur öffnet, wenn die Angaben im vorhergehenden komplett sind. Ich komme bis zu dem Punkt, an dem ich angeben muss, warum ich nach Großbritannien reise. Es gibt drei Wahlmöglichkeiten: Aufenthalt in Großbritannien? Nein. Mehrfache Einreise innerhalb von 48 Stunden? Nein. Aufenthalt am Flughafen, um innerhalb von 24 Stunden in einen anderen Flieger umzusteigen? Nein. Und jetzt? Auf der Webseite des Auswärtigen Amtes habe ich gelesen, dass ein Transit durch Großbritannien möglich sei. Ich rufe die Hotline an. Wartelistenplatz 24 – also Lautsprecher an und nebenbei weiterarbeiten. Schließlich bin ich an der Reihe und erfahre, dass man leider keinerlei Informationen habe, die über das hinausgehen, was auf der Webseite steht. Nein, ich frage mich jetzt nicht, wozu es dann eine Hotline gibt, ich rufe lieber die britische Hotline an, die angeblich Fragen zur Locator Form beantwortet. Die Dame dort ist sehr freundlich – und sehr überfragt. Zuerst schlägt sie mir vor, einfach eine der drei Optionen anzuklicken, damit ich das Formular weiter ausfüllen kann, und dann an der Grenze zu erklären, warum ich wissentlich falsche Angaben gemacht habe. Ich zeige mich nur mäßig begeistert und erhalte daraufhin den Rat, das Formular gar nicht auszufüllen und an der Grenze zu erklären, warum wir keine ausgefüllten Formulare in der Tasche haben. Diese Variante überzeugt mich auch nicht, denn wenn das zu Verzögerungen führt, wird die Fähre sicher nicht auf uns warten, also bedanke und verabschiede ich mich und beschließe, so nah wie möglich an der Wahrheit zu bleiben, als Notlösung anzugeben, dass wir in Großbritannien bleiben wollen, und die Durchreise trotzdem einzutragen. Online versenden möchte ich die Unterlagen mit diesen widersprüchlichen Angaben nicht, aber zum Glück habe ich durch Zufall entdeckt, dass man das Formular auch als pdf-Datei herunterladen und ausdrucken kann. Da die Angaben dazu, ob man die Formulare online absenden muss oder kann bzw. ausgedruckt mitführen darf oder sollte, ohnehin nicht eindeutig sind, nehme ich mir diese Freiheit jetzt einfach. Weiter zur irischen Locator Form – auf den ersten Blick viel simpler, lediglich eine DIN A4-Seite will hier ausgefüllt werden, doch der Teufel steckt bekanntlich im Detail. Wird man uns nach den Formularen fragen? Müssten wir theoretisch proaktiv dafür sorgen, dass sie jemand erhält? Wer? Was ist der Unterschied zwischen *self isolation* und *restriction of movement*? Familien mit Kindern sind angehalten, sich soweit an die Vorgaben zu halten, wie es „praktisch möglich“ ist. Was heißt das?

Der Postbote bringt währenddessen den großen Umschlag mit „unserem“ Haustürschlüssel und den restlichen Unterlagen. Das Heimweh siegt, ich schiebe den Stapel Papier zusammen, den ich inzwischen produziert habe, sage mir, dass das schon irgendwie funktionieren wird, und kümmere mich wieder um die Wäsche. Der Donnerstag versinkt dann schließlich komplett im Chaos. Im Grunde würde es völlig reichen, dass ich bislang noch nicht eine Socke in irgendeiner Reisetasche versenkt habe (geschweige denn irgendein Gepäckstück von essentiellerer Bedeutung für unser Überleben vor Ort), aber das Durcheinander ist, wie wir im Laufe des Tages erfahren werden, durchaus steigerungsfähig. Das Labor kann sich beim besten Willen nicht daran erinnern, dass es uns die Erlaubnis erteilt hat, unsere Befunde ausnahmsweise selbst abzuholen, weil gerade jetzt das Faxgerät in der Praxis meiner Bekannten den Geist ausgehaucht hat und Befunde laut Labor unter gar keinen Umständen per Mail verschickt werden dürfen. Nach diversen Telefonaten, die sich strategisch über den Tag verteilen und meinen ohnehin sportlichen Zeitplan endgültig in Wunschdenken verwandeln, erfahren wir um 17 Uhr, dass immerhin alle Befunde negativ sind. Wir wollen sie abholen? Aber warum denn? Man hat sie doch vor einer Stunde schon an die Praxis gefaxt! Faxgerät kaputt? Das wusste man gar nicht... Ja, dann ausnahmsweise doch abholen. Ich resigniere, bedanke mich überschwänglich, und mein Mann stürzt sich in den Berufsverkehr – um 18 Uhr schließt das Labor. Er ist noch nicht lange weg, als meine Bekannte mir die Befunde schickt, die sie kommentarlos per Mail erhalten hat. Mein Verstand steht einen Augenblick lang ehrfürchtig still, dann setze ich meinen Pack-Marathon fort. Als mein Mann schließlich zurückkommt, gibt es zur Krönung eines wunderbaren Tages noch einen Blechschaden, weil ihm beim Wenden ein geparktes Fahrzeug die Sicht verdeckt. Wir vervollständigen die Tagesbilanz durch zwei verbeulte Stoßstangen und beschließen, dass es nur besser werden kann.

Freitag, 10. Juli

Wenn man um vier Uhr morgens geweckt wird, denkt man sich in dem Moment nur: „Gib Ruhe, wer auch immer du bist, ich will weiterpennen!“ Man kennt das: man ist so tief weggeratzt, dass einen seine Armbanduhr nicht wecken konnte, und dann kommt Mama und rüttelt einen wach, als würde die Hütte in Brand stehen. Ich mache mich trotzdem schnell fertig und stehe wenig später alleine in der Küche. Papa rennt wie ein aufgeschrecktes Huhn zwischen Haus und Auto hin und her, und bei Mama habe ich das Gefühl, dass sie mal ein paar Arme mehr bräuchte. Um fünf geht es dann endlich los. Um 10 Uhr legt die Fähre ab, aber wir müssen allerspätestens um 9.30 Uhr am Hafen sein. Als sich dann das Navi mit der Ankunftszeit 9.20 Uhr meldet, beschließen wir wortlos, ohne Pause durchzufahren.

Die Ankunft in Dünkirchen ist beinahe gespenstisch. Weit und breit sieht man nicht ein einziges Fahrzeug, erst nach einigem Suchen finden wir einen geöffneten Schalter. Beim Check-in wird es zum ersten Mal spannend. Die französische Seite kontrolliert Ausweise und Ticket, schaut in Kofferraum und Dachbox (beides führt bei solchen Gelegenheiten immer dazu, dass es heißt, „machen Sie bloß schnell die Klappe wieder zu“), während ein Beamter durch die Fenster mit den Kindern herumalbert, dann winkt man uns durch. Der britische Beamte kontrolliert nochmals die Ausweise und fragt, ob wir unsere *Covid forms* ausgefüllt haben. Ich bejahe und beginne im Rucksack zu kramen, da winkt er fast hektisch ab – die Geste sagt mehr als deutlich, dass er froh ist, wenn er sie nicht zu Gesicht bekommt. Wir reihen uns in die sehr kurze Warteschlange ein, beruhigt, dass wir doch nicht die einzigen sind, die diese Reise antreten werden. Die Fähre ist gewissenhaft im Sinne des *social distancing* ausgestattet: übersichtliche Beschilderung, Durchsagen, markierte Laufwege, diverse Möglichkeiten zur Handdesinfektion, freundliches Personal, das die wenigen Fahrgäste so in der Lounge verteilt, dass alle ausreichend Abstand zueinander haben. Wer nicht auf seinem Platz sitzt, trägt eine Maske. Dank eines Vouchers, den wir beim Einchecken bekommen haben, gibt es sogar ein kostenloses warmes Frühstück – himmlisch, wenn man nach einer viel zu kurzen Nacht um halb vier aufgestanden ist. Ich kann einer Stippvisite im Shop nicht widerstehen und gönne uns eine Flasche Gin. Wenn wir abends schon keine Sessions besuchen können, kann ein Gin Tonic nicht schaden.



Kurz bevor wir Dover erreichen, kommt die Sonne raus. Die Kinder bestaunen die weißen Klippen, und wir freuen uns mit ihnen und rechnen nach, wann wir sie zum ersten Mal gesehen haben – aber nur insgeheim, damit wir uns nicht so alt vorkommen.

Ohne weitere Kontrollen verlassen wir die Fähre und machen uns zunächst auf nach Leatherhead, wo mein Mann zu Schulzeiten einen dreimonatigen Auslandsaufenthalt verbracht hat. Ein wenig Nostalgie muss sein, auch wenn die Zwischenübernachtung bei seinem Freund

dem Virus zum Opfer gefallen ist. Er zeigt uns, wo er gewohnt hat und wo seine Schule war, dann fahren wir weiter. Die Fahrt in Richtung Liverpool zieht sich ein wenig, verläuft aber ohne Zwischenfälle. Wir wechseln uns mit dem Fahren ab, da wir beide müde sind, und halten nur an, um zu tanken oder etwas zu essen. Um 19 Uhr erreichen wir den Hafen von Birkenhead und fahren pünktlich zum Check-in. Außer unserem Ticket möchte man keinerlei Unterlagen sehen. Unsere Hoffnung, frühzeitig auf die Fähre und in unsere Kabine zu kommen, zerschlägt sich leider. Es ist schon nach 20.30 Uhr, als wir endlich im Bauch des Schiffes

verschwinden. Auch hier ist nicht viel los, lediglich jede zweite Parkreihe ist besetzt. Wir werden zu einem Platz ganz vorn durchgewunken – morgen früh müssen wir pünktlich am Auto sein.

Die Übernachtung auf der Fähre ist mittlerweile Routine, und dass wir bisher immer eine andere Strecke gefahren sind, macht keinen Unterschied, abgesehen von der Uhrzeit: Wenn wir morgen früh um 6.30 Uhr vom Schiff gehen sollen, erwartet uns eine weitere kurze Nacht. Die Hygiene-Maßnahmen entsprechen denen auf der Fähre nach Dover – die Sicherheit der Fahrgäste und des Personals wird auch hier großgeschrieben. Inzwischen sind alle hundemüde. Mein Mann und der Kleine fallen direkt ins Bett, der Große geht mit mir nochmal auf das Außendeck. Wir sehen zu, wie im Hafen die Lichter angehen, während das Schiff das offene Meer ansteuert, fallen dann aber auch in unsere Kojen.

Samstag, 11. Juli

Als mich der Wecker am Samstagmorgen um 5.20 Uhr weckt, gehe ich davon aus, dass wir uns nun entspannt fertigmachen und dann zum Auto gehen können. Zehn Minuten später werde ich eines Besseren belehrt – eine freundliche Durchsage macht uns darauf aufmerksam, dass die Kabinen bitte um 6 Uhr zu räumen sind. Also Kurzprogramm im Bad, schlaftrunkene Kinder aus der Koje geschubst, mein Mann sorgt dafür, dass die beiden nicht mit der Zahnbürste im Mund wieder einschlafen, während ich unsere Sachen zusammenpacke. Ein Hoch auf eingespielte Routinen – um fünf nach sechs stehen wir angezogen auf dem Flur, von dessen Ende sich schon die Kolonne auf uns zubewegt, die nun in Windeseile putzen, Betten beziehen und Oberflächen desinfizieren wird. Wir irren noch ein wenig hin und her, bis wir den richtigen Treppenabgang gefunden haben, und stehen schließlich am Auto. Während wir uns auf die Sitze fallen lassen, wechselt mein Mann plötzlich die Gesichtsfarbe und fragt mich, ob ich seine Brille gesehen hätte. Habe ich nicht, also geht es für ihn im Galopp zurück – in der Hoffnung, dass niemand die Kabinentür zugezogen hat, denn die Bordkarten, mit denen sie sich öffnen lässt, haben wir auf Anweisung in der Kabine zurückgelassen. Wir erinnern uns: Das Auto steht ganz vorn in der Reihe, wenn wir nicht vom Schiff fahren, tut das auch sonst niemand (mit Ausnahme der LKW, die auf der anderen Seite des Autodecks parken). Die nächsten zehn Minuten sind der Hätetest für meine Blutdrucktabletten. Mein Mann findet die Brille nicht, wir telefonieren, überlegen gemeinsam, wo er noch suchen könnte, das Personal beginnt gerade mit dem Öffnen des Tors und dem Herunterlassen der Rampe. Endlich der erlösende Satz an meinem Ohr: „Ich hab' sie!“ Buchstäblich im letzten Moment sind wir startklar – und wach sind jetzt auch alle, ganz ohne Kaffee.

Ohne weitere Kontrollen passieren zu müssen, fahren wir vom Hafengelände und begeben uns auf die bekannte Strecke: nächster Halt Letterkenny. Da wir so früh dran sind, ist es bei Tesco noch ganz leer, und der Großeinkauf ist schnell erledigt. Gut, dass Samstag ist, denn in der Woche dürfen bis neun Uhr, wie ich auf einem Schild lese, nur Personen einkaufen, die einer Risikogruppe angehören. Wenn ich daran denke, wie viele Senioren ich zu Hause beim Einkaufen sehe, scheint mir das eine gute Regelung zu sein. Am Eingang können alle Kunden ihre Hände und den Griff des Einkaufswagens desinfizieren –in Essen wird das schon seit Wochen nicht mehr angeboten, oder Flaschen und Spender werden einfach nicht mehr nachgefüllt.

Gegen 11 Uhr sind wir schließlich „zu Hause“, ziemlich genau 12 Stunden früher als mit unserer bisherigen Route. Die neue Strecke hat den Test bestanden. Natürlich ist es schön, viel Zeit auf dem Schiff zu haben und dort gemütlich beim Abend- und Frühstücksbuffet zu sitzen, und auch die Fahrstrecke zwischen Newcastle und Cairnryan ist deutlich kürzer als der Weg von Dover nach Birkenhead, aber uns ist es wichtiger, früh anzukommen, das Auto bei Tageslicht zu entladen (und somit nicht Gefahr zu laufen, anschließend in mühevoller Kleinarbeit die sterblichen Überreste einer Nacktschnecke von einer Schuhsohle zu kratzen) und uns nach dem Auspacken mit dem ersten Strandspaziergang belohnen zu können.

Das Haus zu betreten, ist ein Nachhausekommen. Das war es schon beim ersten Mal. Wir freuen uns über den Blumenstrauß, die Flasche Wein, das Begrüßungsgedicht, das ich inzwischen unzählige Male gelesen habe, weil es so schön ist. Der erste Rundblick zeigt, dass der Hauself, an den ich mittlerweile (beinahe) glaube, ganze Arbeit geleistet hat. Wir sind daran gewöhnt, dass Dinge, die wir spontan gern hätten oder bräuchten, die wir aber nicht im Gepäck haben, in irgendeinem Winkel dieses Hauses auftauchen. Trotzdem bin ich immer wieder überrascht – wenn ich Gin und Tonic Water mitbringe, sind tatsächlich bereits Eiswürfel im Gefrierfach.

Während mein Mann und ich auspacken, nehmen die Kinder wie immer das Wohnzimmer in Beschlag. Irgendwann fällt uns auf, dass wir die beiden ausschließlich kichern hören, sie bringen scheinbar kein normales Wort zustande. Das geht noch eine ganze Weile so, als würde sich die gesamte Anspannung der letzten Wochen gerade auf einmal entladen. Ich habe die zwei noch nie so albern erlebt.



Nach einem kurzen Mittagessen kann es gar nicht schnell genug zum Strand gehen. Carrickfinn muss es sein, so gehört sich das, wenn wir nach einem langen Jahr des Wartens endlich wieder hier sind. Sobald wir aus dem Auto gestiegen sind, steht der Kleine überhaupt nicht mehr still. Er hopst wie ein Floh, flitzt hin und her, jeder von uns muss ihn kneifen, damit er sich sicher sein kann, dass es kein Traum ist – wir sind wieder hier. Nach einer Weile tauft er sich selbst den Hyperventilator – die sprichwörtliche Besserung ist mit dieser Selbsterkenntnis jedoch nicht verknüpft. Er umarmt jeden von uns unzählige Male und ist kurz davor, vor Freude zu platzen. Der Große freut sich nicht weniger, aber weniger lautstark. Er hat ein Strahlen im Gesicht, das man nur sehr selten bei ihm sieht, schaut auf das Meer und zieht schließlich mit seinem Bruder ab, um die geliebten Kletterfelsen zu begrüßen. Auf dem höchsten Punkt lässt er sich nieder und lässt den Blick schweifen. Die Familie ist angekommen, und ich weiß ganz genau, warum wir uns in dieses Abenteuer gestürzt haben. Natürlich entgehen uns die Covid-Warnschilder am Zugang zum Strand nicht, aber wie vermutet sind hier selbst am Wochenende nicht so viele Menschen unterwegs, dass man Gefahr liefe, irgendwem näher als 5-10 Meter zu kommen.

Sonntag, 12. Juli

Heute wollen wir nach Cruit Island fahren. Die Halbinsel ist einer meiner absoluten Lieblingsstrände. Als wir ankommen und den Pfad zur Bucht runtergehen, entdeckt Mama natürlich sofort als erste eine Mini-Cowrie. Das sind kleine Muscheln, nach denen wir hier immer suchen. Sie sind sehr beliebt als Glücksbringer, und Mama und ich wetten immer, wer die erste findet.

Wir klettern über die Felsen von Bucht zu Bucht und laufen am Wasser entlang. Bei Flut ist der Weg über die Felsen oder die Dünen dahinter oft der einzige von einer Bucht in die nächste.

Plötzlich ruft Papa: „Seht ihr die dicke Regenwolke da? Vielleicht sollten wir den Guss lieber im Auto abwarten!“ Wir sprinten zum Auto zurück, währenddessen fängt es schon an zu nieseln. Zum Glück geht der Wolkenbruch erst los, als wir ein Dach über dem Kopf haben. Wir warten den Regen ab, machen ein kleines Picknick, und mein Bruder und ich spielen Karten. Als es wieder trocken ist, laufen wir noch ein bisschen über die Klippen auf der anderen Seite der Bucht. Der Weg führt jedoch über den Golfplatz, der heute gut besucht ist. Es wird ein kurzer Spaziergang, denn niemand möchte mit einem Golfball zusammenstoßen. Also holen wir lieber den Drachen aus dem Auto und gehen zurück an den Strand. Zuerst wechsele ich mich mit meinem Bruder ab, doch dann will er lieber Muscheln sammeln und überlässt mir den Drachen. Für eine Weile konzentriere ich mich nur aufs Fliegen, denn der Wind ist sehr wechselhaft, und ich muss ständig nachsteuern. Lange bin ich ganz vertieft und übe neue Figuren mit dem Lenkdrachen, doch irgendwann fällt mir auf, dass es um mich herum ganz still geworden ist. Erst jetzt bemerke ich, dass niemand mehr da ist – ich bin ganz allein in der Bucht. Ich klettere rückwärts einige Felsen hoch, mit dem Drachen in der Luft – weit und breit ist niemand zu sehen. Nach einem Schreckmoment beschließe ich, darauf zu vertrauen, dass meine Familie mich schon nicht hier vergessen wird. Ich klettere zurück auf den Strand und widme mich wieder meinen Flugkünsten. Ich habe richtig vermutet – nach einer Weile taucht meine Familie auf, wir packen zusammen und treten die Heimfahrt an.

Dienstag, 14. Juli

„You don't come to Donegal for the weather.“ – Wie oft haben wir diesen Spruch schon gehört und wissend benickt. Heute ist einer der Tage, die der Wettergott zwischendurch einzuschieben scheint, um uns daran zu erinnern. Meist ist der Regen hier oben genauso schnell vorbei wie er gekommen ist (was natürlich auch heißen kann, dass zehn Minuten später der nächste Schauer da ist), aber heute ist schon nach dem Aufwachen klar, dass wir darauf nicht zu hoffen brauchen. Es ist so neblig, dass ich aus dem großen Fenster neben meinem Bett noch nicht einmal die Landebahn des Flughafens sehen kann, geschweige denn Strand und Meer dahinter. Der Regen fällt als dichter Vorhang, und in den Windböen, die über die Landschaft jagen, fliegen die Tropfen waagrecht durch die Luft. Also kann man sich lieber nochmal im Bett umdrehen und wieder eindösen. Gerade zu Beginn eines Urlaubs ist es ein herrliches Gefühl, sich gewissermaßen mit Fug und Recht durch den Tag zu klüngeln. Wir lesen, spielen und machen Musik – gut, dass im Haus so viel Platz ist.

Erst am späten Nachmittag fahren wir kurz nach Derrybeg, um einzukaufen. Die Kinder lassen wir mit ihrem Hörspiel im Auto, wie wir es zu Hause momentan auch tun. Plötzlich hält mir mein Mann die *Irish Daily Mail* unter die Gesichtsmaske. „TOURISTS SHOULD BE JAILED IF THEY DON'T ISOLATE“ heißt es auf der Titelseite in großen schwarzen Lettern. Wir fühlen uns unwohl. Eigentlich haben wir uns nichts vorzuwerfen, wir haben uns direkt vor der Reise testen lassen, so dass, soweit wir es haben in Erfahrung bringen können, die *restriction of movement*-Variante für uns gilt, an die wir uns halten, wenn wir das Haus nur zu notwendigen Einkäufen und Spaziergängen ohne soziale Kontakte verlassen. Selbst die harte Version der *self isolation* sieht vor, dass Familien mit Kindern sich nur „as closely as they practically



can“ an die Vorgaben halten müssen. Die einzige gesundheitsgefährdende Aktion bisher war, dass wir, weil wir irgendwie das Gefühl hatten, weniger offensichtlich als Touristen unterwegs sein zu wollen, die Dachbox vom Auto genommen haben. Die Gesundheit, die dabei gelitten hat, war meine – mit der Dachbox vor mir habe ich den falschen Weg zur Haustür genommen, direkt an der Stelle, von der ich eigentlich weiß, dass die Steine dort glatt sind, als hätte sie jemand mit Schmierseife eingerieben. Bilanz: eine sehr unsanfte Landung auf dem Steiß, ein geprellter Knöchel und diverse blaue Flecken.

Donnerstag, 16. Juli

Heute wollen wir einen Ausflug nach Falcarragh machen. Auf dem Weg legen wir einen kurzen Stop ein, weil mein Bruder und ich uns bei der Zahnpasta, die Mama uns gekauft hat, einig sind, dass wir sie beide extremst ekelhaft finden. Mit Erdbeergeschmack sollte die sein... Mit Minzgeschmack im Gepäck fahren wir schließlich weiter zum Falcarragh Beach. Papa holt den wasserdichten Rucksack aus dem Kofferraum, und mein Bruder gibt erst Ruhe, als er ganz sicher ist, dass seine heißgeliebten Brownies vom besten Bäcker der Welt in Bunbeg sicher verstaubt sind.

Dieser Strand, der auch zu meinen Lieblingsstränden gehört, ist sehr weitläufig und sieht je nach Wetter bei jedem Besuch anders aus. Heute ist es sehr windig, es gibt also tolle Wellen, und jedes Mal, wenn eine Welle sich bricht, weht der Wind die Gischt wie eine Fahne nach hinten. Ich würde mir immer am liebsten sofort meinen Neoprenanzug anziehen, mir mein Bodyboard schnappen und mich in die nächstbeste Welle schmeißen! Ich liebe die riesigen Sanddünen, in die mein Bruder und ich immer beim Runterrutschen mit unseren Füßen ein riesiges E T (unsere Initialen) in den Sand zeichnen.

Wir laufen eine Weile am Strand entlang, und Mama und ich machen Fotos, aber irgendwann wird mir das zu langweilig. Mama merkt das natürlich – Mütter merken ja bekanntlich alles – und sagt: „Geh mal zu Papa hoch zu den Sanddünen, ich kann da nicht hin. Meine Kontaktlinsen vertragen den Flugsand nicht.“ Der Flugsand am Falcarragh Beach ist bei starkem Wind ziemlich heftig. Ich klettere also zu Papa hoch, was gar nicht so einfach ist, wenn man nur eine Hand freihat, weil man mit der anderen Hand die Kameratasche festhalten muss, damit diese nicht über den sandigen Boden rutscht. Endlich habe ich es geschafft und gehe zu Papa auf die höchste Düne. Der Ausblick von da oben ist so schön, dass man es mit Worten nicht wirklich beschreiben kann. Der ganze lange Strand und das Meer liegen einem zu Füßen. Nach einiger Zeit, die ich damit verbringe, Fotos zu machen und den Wellen zuzuschauen, gehe ich runter und male dabei wie immer mein E auf die Düne. Dann machen wir ein kleines Picknick, bei dem wir die köstlichen Brownies verspeisen. Das geht zwar wegen des vielen Flugsandes nur im Stehen, ich genieße es aber trotzdem. Nun bläst Papa zum Aufbruch, weil er eine riesige Regenwolke über dem Wasser entdeckt hat, die genau auf uns zukommt. Also treten wir den Rückzug an und erreichen mit den ersten Regentropfen das Auto. Gutes Timing!

Aus Neugier und weil uns noch ein viertes Bodyboard fehlt, fahren wir nach Dunfanaghy, wo es einen Surfshop und diverse andere Geschäfte gibt, die normalerweise im Sommer die Gäste anziehen. Wir stellen uns auf eine leere Hauptstraße und ausgeräumte Schaufenster ein, wie wir es nun schon mehrfach gesehen haben – und werden eines Besseren belehrt. Hier ist nicht weniger Betrieb als sonst im Juli, die Autos schieben sich auf der Hauptstraße aneinander vorbei, einen Parkplatz finden wir erst nach einigem Suchen, die Geschäfte sind geöffnet und gut besucht. Alle anderen Autos haben irische oder britische Kennzeichen, das ist sonst anders, aber es scheint doch auch in diesem Sommer Touristen in Donegal zu geben. Die Geschäfte haben natürlich Vorkehrungen getroffen, bei McAuliffe's, dem größten Touristenmagneten am Ort, versperrt eine dicke Kordel den Eingang, und eine freundliche junge Dame bittet mich abzuwarten, bis jemand den Laden verlässt. Wenn es anfängt zu regnen, wird es immer recht voll, sagt sie. Bei Muck'n'Muffins ist Einbahnstraße angesagt, aber dort passen auch sonst kaum zwei Personen aneinander vorbei, weil so wenig Platz ist zwischen den Regalen, die mit Töpferwaren aus der eigenen Werkstatt und allerlei Schnickschnack vollgestellt sind. Wir verlassen Dunfanaghy nach einer Weile mit einem neuen Bodyboard, coolen Surfer-Hoodies für die Kinder, ersten Mitbringseln für die Daheimgebliebenen, der schönen Silberkette mit dem Napfschnecken-Anhänger, die mir im letzten Jahr schon so gut gefallen hat – und dem beruhigenden Gefühl, dass manche Dinge auch in diesem Jahr (fast) wie immer sind.

Freitag, 17. Juli

Ich sitze wie immer morgens noch im Halbschlaf am Frühstückstisch, als ich merke, dass draußen die Sonne scheint, und zwar sehr hell! Als ich also meinen Pancake aufgegessen habe, sage ich: „Ich mach mal kurz einen Temperaturcheck draußen, ok?“ Mama will mitkommen, und als wir die Tür aufmachen, merken wir: Es ist warm genug für Bodyboarding! Also machen mein Bruder und ich ein bisschen Musik, aber dann zwingen wir uns in unsere Neoprenanzüge („Hey, das Bein gehört doch nicht in den Ärmel!“), holen uns unsere Bodyboards vom Schrank („Ich probier's mal mit dem Staubsauger!“) und machen uns auf den Weg nach Carrickfinn. Dort angekommen, holen wir die Boards aus dem Kofferraum, sprinten in die Safety-Guard-Zone und schmeißen uns in die erstbeste Welle. Ich hatte fast schon vergessen, wie toll dieses Gefühl ist, wenn man die perfekte Welle gut erwischt.

Für diejenigen, die nicht wissen, was Bodyboarding ist: Bodyboarding ist eine abgewandelte Form des Surfers. Das heißt, man steht nicht auf dem Board, sondern man liegt. Man wirft sich in eine starke Welle und lässt sich dann, auf dem Bauch liegend, zum Ufer treiben. Das kann eigentlich jeder, und es macht riesigen Spaß.

Ich lasse viele Wellen aus, weil sie sehr schwach sind und ich weiß, dass sie mich nicht weit tragen werden. Ich warte geduldig auf die großen Wellen, die einen ins Gleiten kommen lassen und richtig weit tragen. Bei manchen Wellen allerdings ist es heute zu viel des Guten: Ich erwische eine sehr starke Welle und bin von der Geschwindigkeit so abgelenkt, dass ich vergesse, die Boardfront auszugleichen. Das ist sehr wichtig, damit man sich nicht überschlägt, wie ich jetzt im Selbstversuch demonstriere: Das Board überschlägt sich und ich fliege – patsch – mit dem Gesicht ins Wasser. Wunderbar salzig, das Meer! Wir genießen die Wellen, bis uns allen kalt ist (das Wasser hat ca. 13 Grad, das hält man auch mit Neoprenanzug nicht ewig aus), und machen uns dann auf den Heimweg. Ich weiß jetzt schon, dass das heute eins meiner tollsten Erlebnisse in diesem Urlaub war – so wie alle Erlebnisse, bei denen das Meer und ein Bodyboard vorkommen...

Der Abendhimmel verheißt den ersten schönen Sonnenuntergang dieses Urlaubs, und so mache ich mich allein nochmal auf den Weg nach Carrickfinn, während mein Mann den Nachwuchs ins Bett scheidet und das Kaminfeuer in Gang setzt.



Auf die Idee hat er mich im letzten Jahr gebracht, bis zum Strand sind es mit dem Auto nur gut zehn Minuten, und ich liebe es, abends nochmal allein am Strand entlangzulaufen und den Sonnenuntergang zu

fotografieren. Heute bin ich so versunken, dass ich noch fast zweieinhalb Stunden hier verbringe, bevor ich aufgeräumt wieder nach Hause fahre.

Samstag, 18. Juli

Christian erzählt am Telefon, dass er gerade einen Artikel in The Journal entdeckt hat, der unmissverständlich klarstellt, dass das Ausfüllen der *Covid forms* verbindlich ist, *self isolation* und *restriction of movement* rein juristisch gesehen jedoch nur Empfehlungen sind. Wir haben inzwischen den Eindruck, dass man hier eher stärker auf das Thema Covid fokussiert ist als bei uns. Wir hören sehr viel Radio, vor allem RTE1 und das lokale Highland Radio aus Letterkenny, und es kommt kaum vor, dass sich die Übertragungen um ein anderes Thema drehen als um die Pandemie. Das Thema Tourismus spielt dabei ebenso eine Rolle wie die Öffnung der Pubs – dass die Pubs, die kein Essen servieren, nun morgen immer noch nicht öffnen dürfen, löst eine Welle der Empörung aus – und das Thema Maskenpflicht rückt auch in den Vordergrund. Während man insgesamt den Eindruck hat, dass die Menschen sehr vorsichtig sind, sind Maskenträger in den Geschäften in der Minderheit, und die Bedenken gehen bis zu der Frage, ob das Gehirn durch den Sauerstoffmangel, den es während eines Supermarktbesuchs mit Maske erleidet, ernsthaft Schaden nehmen könnte, und wie man sich daran hindert, sich danach mit der Hand durch das unter der Maske vollkommen verschwitzte Gesicht zu gehen (die Außentemperaturen liegen aktuell bei maximal 15 Grad). Einerseits zeigt sich, dass offenbar nicht nur bei uns in Deutschland die öffentliche Diskussion in ihrer Sinnhaftigkeit stark schwankt, andererseits fragt man sich, warum innerhalb eines Bündnisses wie der EU der Erfahrungsaustausch nicht besser funktioniert und offenbar jedes Land zeitversetzt sein eigenes Rad erfindet.

Sonntag, 19. Juli



Wir können unser Glück kaum fassen – ein weiterer Sonnentag! Mein Mann möchte schon länger mit den Kindern den Mount Errigal besteigen, und heute soll es nun so weit sein. Zuletzt waren wir am 1. Januar 2008 dort oben und sind dem kleinen Berg (751 Meter) mit der großen Persönlichkeit verfallen, den man von beinahe jedem Punkt der näheren und weiteren Umgebung aus sieht. Auf halber Strecke hüllte uns damals dichter Nebel ein, und die Wolken hingen so tief, dass wir durch sie hindurchstiegen, auf dem Gipfel im Sonnenschein ankamen und auf den Wolkenteppich hinunterschauen konnten, der hier und da den Blick auf die umliegenden Täler und Seen freigab – ein wunderschönes Erlebnis und ein besonderer Start in ein neues Jahr.

Die heutige Tour ist weniger romantisch. Es ist Sonntag, die Wetterlage scheint stabil, und wir sind recht spät dran, als wir gegen 11 Uhr den Parkplatz erreichen, also dürfen wir nicht auf Einsamkeit und Ruhe hoffen, sondern froh sein, dass wir das Auto in eine Lücke am Straßenrand

rangieren können. Auf dem ersten Abschnitt verteilen sich die Wanderer trotzdem noch recht gut, denn alle haben ihre eigene Theorie, wie man am besten durch die Moorwiesen kommt und wo der trockenste Pfad zu finden ist. Wir halten uns nah am Bach und bilden uns, wie die Familie vor uns, die mit zwei kleinen Mädchen auf dem Weg nach oben ist, ein, dass hier der Boden noch am trockensten sei, weil das Wasser zum Bach hinunter abfließen kann. Man zeigt sich gegenseitig trockene Stellen und reicht sich auch mal die Hand, damit keins der Kinder zu kurz springt und in einem Moorloch landet, aber als der zweite Abschnitt erreicht ist, der über Steine und Geröll bis zum Gipfel führt, sind trotzdem alle Schuhe nass und alle Hosen schlammverschmiert. Immerhin ist niemand gestürzt, und das Wasser hat nicht den Weg von oben in die Schuhe gefunden.

Auf dem zweiten Abschnitt gibt es kaum gangbare Strecken, so dass uns nichts anderes übrigbleibt, als uns ebenfalls in die Ameisenstraße einzureihen, die sich in bunter Reihe auf den Gipfel zu bewegt. Man hat das Gefühl, in netter Gesellschaft unterwegs zu sein. Niemand läuft ohne einen freundlichen Gruß vorbei, häufig werden ein paar kurze Worte gewechselt, und wer stolpert, wird gleich von mehreren Seiten gefragt, ob alles in Ordnung sei – eine Art von Miteinander, die man hier überall erlebt und die wir jedes Jahr nach unserer Rückkehr in Deutschland schmerzlich vermissen.

Schon bald lohnt es sich, zwischendurch anzuhalten und den Blick zurück auf die umliegenden Berge und Täler zu genießen. Die Kinder sind fasziniert, und suchen „unsere“ Strände, bis zu denen man heute problemlos schauen kann. Sie genießen unser Abenteuer, suchen unermüdlich nach Wegen durch das Geröll und wären auf dem steilen Anstieg viel schneller und leichtfüßiger am Ziel als wir, wenn wir sie allein vorgehen ließen. Doch es kommt ja noch der letzte Abschnitt, bei dem wir sie zwischen uns gehen lassen und im Blick behalten möchten. Der Pfad ist ausgesetzt, der Hang steil und ohne Halt – wenn man nicht gerade Höhenangst hat, ist das gut zu bewältigen, aber ein Fehltritt hätte fatale Folgen, und die Gedenksteine, die man unterwegs sieht, erinnern daran, dass der Errigal nicht unterschätzt werden will. Zwischendurch kommen immer wieder Windböen, die zumindest ein Leichtgewicht wie unseren Jüngsten aus der Balance bringen können, und zweimal sehen wir kleine Wirbelwinde an uns vorbeidrehen, die wie Zwerg-Tornados den Staub in einer Spirale nach oben ziehen und auch Erwachsene nach festem Stand suchen lassen.

Schließlich ist es geschafft, wir stehen auf dem Gipfel und genießen die gute Sicht und das Gefühl, es geschafft zu haben. Die mitgebrachten Lieblingsbrownies haben wir uns jetzt redlich verdient, und sie sind entsprechend schnell bis auf den letzten Krümel vernichtet. Den letzten kurzen Grat zum zweiten, etwas niedrigeren Gipfelpunkt sparen wir uns aufgrund des Windes. Wir sind heil oben angekommen, das muss für heute genügen.

Der Abstieg ist wegen der steilen Hänge und des losen Gesteins nochmal eine echte Herausforderung. Die Kinder lernen zum Glück schnell, dass sie seitlich treten müssen, um nicht unfreiwillig ins Rennen zu kommen, und wir legen immer mal wieder eine Pause ein (die die Eltern brauchen und die Kinder eher gelangweilt auf sich nehmen). Es dauert eine ganze Weile, bis wir die Grenze der Moorwiesen wieder erreichen. Der letzte Abschnitt verleiht der Matschkruste auf den Schuhen den letzten Schliff, und die Hosenbeine sehen aus, als hätten wir uns in Schlamm-Batik versucht, aber immerhin entgehe ich nach einem Ausrutscher haarscharf einem Ganzkörper-Schlammbad – man muss auch mal Glück haben, und für den Rest gibt es eine Waschmaschine. Für die Kinder, die heute ihren ersten Berg bestiegen haben, steht jedenfalls fest, dass sie so etwas nochmal machen möchten – ich kann damit leben, wenn bis dahin noch ein wenig Zeit ins Land geht, und freue mich schon auf den Muskelkater, der mich morgen daran erinnern wird, dass ich seit 2008 nicht sportlicher geworden bin.

Montag, 20. Juli



Wer ein wenig irlanderfahren ist, weiß, dass Juli und August eigentlich keine guten Reisemonate sind, da es deutlich mehr regnet als im Mai oder Juni. Wenn man mit einem Lehrer verheiratet ist und zwei schulpflichtige Kinder hat, kann man darauf leider keine Rücksicht nehmen – und stellt fest, dass man sich auch im Juli einen gepflegten Sonnenbrand holen kann, wenn man zu leichtsinnig ist. Nach einem gemütlichen Spaziergang in Carrickfinn wollen meine drei Männer heute mit den Bodyboards ins Wasser. Ich bleibe draußen, weil bei 13 Grad Wassertemperatur

ohnehin klar ist, dass der Kleine trotz Neoprenanzug nicht lange durchhalten wird, und ihn jemand wieder auftauen muss, wenn er lange vor den beiden anderen schnatternd aus dem Wasser kommt. Also setze ich mich gemütlich in den Sand und schaue den dreien zu.

Dass ich mich vorher nicht eingecremt habe, werde ich morgen früh bitter bereuen, denn besonders auf den Fußrücken ist ein Sonnenbrand keine schöne Angelegenheit... Die Wasserratten haben jedenfalls großen Spaß, denn die Wellen sind heute recht hoch, und die Kinder bekommen ein immer besseres Gefühl dafür, wie sie mit dem Board so in die Welle kommen, dass sie sie bis zum Strand trägt.

Bei einem kurzen Einkauf auf dem Rückweg stellen wir fest, dass die neuen Hygienemaßnahmen tagesaktuell umgesetzt werden. Selbst in unserem kleinen Dorfladen hängt schon neben dem Hinweis auf das Desinfektionsmittel für die Hände ein Schild, das auf die seit heute geltende Maskenpflicht beim Einkaufen hinweist. Bei der Umsetzung hapert es noch ein wenig, aber die Zahl der Personen, die nun mit Maske einkaufen, steigt. Schmunzeln lässt uns das eine oder andere Bild, das sich uns in den folgenden Tagen bietet. Im Vorbeifahren sehen wir zum Beispiel einen älteren Herrn, großgewachsen und schlank, rosafarbenes Hemd, beige Shorts, beides sorgfältig gebügelt, Sandalen, die Socken mit Gewalt bis zur Mitte der Wade hochgezogen. Er mäht den Rasen in seinem Vorgarten, geschützt von einem überdimensionalen Strohhut – und einer Maske, die das halbe Gesicht verdeckt. Wie und wen das vor Corona schützt, ist nicht ganz klar, aber zumindest wird er so nicht versehentlich eine Fliege verschlucken.

Dienstag, 21. Juli

Da haben wir sie nun, die sehnlichst erwartete „grüne Liste“ – und Deutschland steht nun doch nicht darauf, was uns mittlerweile aber auch nicht mehr belastet. Meine erste Assoziation, als ich die Namen der Länder lese, die es in den Olymp geschafft haben, ist das Ende einer Punkterunde beim *Grandprix d'Eurovision de la Chanson*, wenn die abgeschlagene Riege derer verlesen wird, deren Beitrag nicht überzeugen konnte. „Germany, one point...“

Das Wetter meint es auch nicht gut mit uns, ein schneller abendlicher Einkauf und ein Spaziergang am Strand von Mullaghduh müssen für heute reichen. Immerhin begleiten mich die Kinder, stehen dann völlig ungerührt vom Regen ganz versunken am Flutsaum und versuchen sich mit beschwörerischen Handbewegungen, die Dumbledore, Gandalf und Merlin gleichermaßen zu Ehre gereichen würden, die Wellen gefügig zu machen.

Mittwoch, 22. Juli

Frau möchte natürlich einmal im Urlaub auch ein wenig shoppen gehen, also ereilt meine Männer heute, da das Wetter schwer zu wünschen übrig lässt, das grausame Schicksal, mit mir nach Ardara und Donegal Town fahren zu müssen. Wir brauchen ohnehin ein paar Mitbringsel, also gibt es sogar einen vernünftigen, quasi

zwingenden Grund für diese Tour. Wir sind gespannt, was Corona mit unseren üblichen Anlaufstellen gemacht hat, sind nach der Erfahrung in Dunfanaghy aber eigentlich optimistisch. In Ardara wartet die erste Enttäuschung, denn Bonner's, eine sichere Bank, wenn man hübsche Kleinigkeiten für die Daheimgebliebenen sucht, hat bis auf weiteres geschlossen. Die anderen Geschäfte sind jedoch geöffnet, und der nette Inhaber des Geschäfts auf der Hauptstraße, das Tweed- und Wollwaren verkauft und bei dem wir regelmäßig unseren Vorrat an *Donegal socks* aufstocken, ist wie immer für ein Schwätzchen zu haben, um dann die Kinder mit ins Hinterzimmer zu nehmen, wo sie sich wieder einmal aus seiner Schatzkiste mit Süßigkeiten bedienen dürfen. Da er erfahren hat, dass die herzlose Mutter die armen Kleinen auf eine Shoppingtour schleppen möchte, dürfen sie heute gleich zweimal zugreifen und kommen strahlend mit Händen voller kleiner Weingummi-Tütchen zurück. In dem edlen *craft shop* kurz vor der Brücke hat man sogar einen Tipp für meinen Mann, wo er in Donegal seine Vorräte an Papier aufstocken kann. Da momentan keine Sessions stattfinden, kommt die Pastellkreide abends viel häufiger zum Einsatz als sonst, und allmählich wird das Material knapp.

In Donegal herrscht das übliche Treiben eines Wochentags im Juli. Der Parkplatz ist voll, alle Geschäfte sind geöffnet und gut besucht. Auch hier herrscht natürlich Maskenpflicht, in kleineren Geschäften gibt es Richtungspfeile auf dem Boden, und wir hatten sicher noch nie zuvor so keimfreie Hände wie heute, denn wirklich jedes Geschäft hat am Eingang Desinfektionsmittel stehen. Wer einen Laden betritt, ohne es benutzt zu haben, wird freundlich aber bestimmt aufgefordert, dies bitte nachzuholen. Nach einiger Zeit sind nicht nur die meisten Mitbringsel erbeutet, sondern auch neue Bücher und diverse Kleinigkeiten für Mama in den Tüten verstaut. Die Kinder lassen sich mit einem Kuscheltier und einem neuen Hoodie bestechen. Auch den uralten Musikladen, den man trotz zentraler Lage am Diamond nur findet, wenn man genau weiß, wo man suchen muss, gibt es noch. Das im Folkbereich hervorragend sortierte CD-Geschäft im Erdgeschoss, das wir früher nie ohne einen Stapel neuer CDs verlassen haben, musste leider inzwischen einer Boutique weichen, aber wir steigen nebenan die steile enge Treppe mit dem uralten Teppichboden hoch und haben, als wir oben ankommen, wie immer das Gefühl, eine Zeitreise zu machen. Der winzige Laden hat den Charme einer Rumpelkammer, überall stehen alte Instrumente herum, die garantiert niemand mehr kaufen wird (was aber scheinbar auch niemand erwartet), und die elektronische Heimorgel in der Ecke begrüßt uns mitsamt ihrer Staubschicht, die von Jahr zu Jahr ein wenig dicker zu werden scheint. Wenn man hinter diese leicht skurrile Kulisse schaut, findet man trotzdem, was man sucht. Mein Mann braucht dringend neue Plektren, die der Verkäufer mit verschwörerischem Lächeln unter der Ladentheke hervorzaubert, und in dem Regal mit den *tunebooks* gibt es auch wieder etwas, das in unserer Sammlung noch fehlt. Abgerundet wird das Gesamtkunstwerk durch die Plastiktüte, in der wir unsere Neuerwerbungen zum Auto tragen – tatsächlich hat sich jemand die Mühe gemacht, die Tüten, die noch der Namenszug vergangener Herrlichkeit ziert, als *Melody Maker* noch die Adresse in Donegal für alle folkbegeisterten Musiker war, mit einem Lineal und einem Edding zu bearbeiten und Namen und Telefonnummer an die neue Realität anzupassen.



Donnerstag, 23. Juli

Die Sache mit dem Regen hat offenbar Methode, also wagen wir uns heute erst am Nachmittag vor die Tür und beschließen, uns erstmal mit ein paar Brownies zu bewaffnen. Die Bäckerei in Bunbeg gibt es noch nicht lange, aber sie hat ihre Kunden überzeugt und beliefert auch einige Supermärkte in der Umgebung, darunter

auch „unseren“ Shop in Annagary. Alles, was die Bäckerei herstellt, wird bei uns heiß geliebt, das frische *soda bread* ebenso wie *banana bread*, *caramel bars* oder *scones*. Die Krone der Backkunst sind jedoch, da ist sich die Familie einig, die Brownies. Es gehört inzwischen zur Urlaubs-Routine, bei Ankunft im Shop in Annagary nachzufragen, an welchem Abend in der Woche die Lieferung aus der Bäckerei kommt, da man, wenn man Brownies möchte, pünktlich vor Ort sein muss. Am nächsten Morgen kann es schon zu spät sein.

Besonders unser Jüngster ist geradezu süchtig nach diesen Brownies, was dazu führt, dass er zu Hause das ganze Jahr über immer wieder Brownies backen möchte, die so schmecken sollen wie die in Irland. Ich habe schon unzählige Rezepte getestet, und die Familie prüft auch bereitwillig jedes Ergebnis im Selbstversuch, aber unser kleiner Experte ist nie hundertprozentig zufrieden. Also will ich in diesem Jahr in der Bäckerei nach dem Geheimnis der Brownies fragen – wohl wissend, dass man mir sicher nicht das Rezept aufschreiben und mich damit von dannen ziehen lassen wird. Das Ladenlokal ist so klein, dass momentan maximal zwei Kunden an die Verkaufstheke dürfen, und die Öffnungszeiten sind sehr irisch, „9.30 ish – 4pm“, aber wir sind heute mal früh genug dran, und das Warten vor der Tür wird belohnt, denn es sind noch Brownies da. Beim Bezahlen erzähle ich, dass ich es einfach nicht schaffe, selbst Brownies zu backen, die meinem kleinen Sohn genauso gut schmecken wie diese hier, und frage, ob man mir nicht verraten könne, welches Geheimnis sie so perfekt macht. „Well, I can tell you“, sagt die nette Dame an der Kasse, und ich halte kurz die Luft an, „but then I’ll have to kill you.“ Ich habe es ja geahnt und will gerade resigniert den Laden verlassen, da ergänzt sie: „You’d have to ask this lady here, she makes them.“ Die Hüterin des Geheimnisses zögert ein wenig, dann weicht sie mich aber schließlich doch ein. Offenbar darf man nicht den Fehler machen, den Teig zu viel oder gar mit einer Küchenmaschine zu rühren (wie ich es zugegebenermaßen bisher getan habe). „Melt your chocolate and your butter, add the sugar, the eggs, the flour and your cocoa. Just use a bowl and a wooden spoon, and don’t overdo it. That’s the most important thing. Bake them at 160 degrees for exactly 30 minutes.“ Ich bedanke mich sehr herzlich – und hoffe, dass ich nun mit meinen Brownies endlich die strenge Prüfung meines Jüngsten bestehen werde.

Der Strandspaziergang in Bunbeg fällt wegen des ungemütlichen Wetters kurz aus. Das Wrack wurde in diesem Jahr noch nicht einmal von der Weihnachtsbeleuchtung befreit. Verrostete, mit Seetang behangene Herzen mit Pfeil und Lichterketten, die eindeutig schon bessere Tage gesehen haben, verleihen dem ohnehin morbiden Charme des eigenwilligen Deko-Objekts den letzten Schliff.

Dass Golf hier in Irland sehr viel verbreiteter und weniger elitär ist als anderswo, ist uns bekannt. Dass man es unfreiwillig auf der Straße spielen kann, lernen wir heute. Auf dem Heimweg fährt vor uns ein weißer Kastenwagen mit offenbar bewegter Vergangenheit. Plötzlich schwingt eine der beiden Hecktüren nach außen, und vor uns ergießt sich ein wahrer Strom von Pegs und Golfbällen auf die Straße, die gerade ein wenig ansteigt, so dass uns der ganze Segen entgegengerollt kommt und wir nur mit einiger Mühe ausweichen können, denn der Gegenverkehr ist schließlich auch noch da. Der Fahrer des Wagens hat zum Glück bemerkt, was passiert ist, und hält nach ein paar Metern am Straßenrand an, aber er dürfte wohl nur einen Teil der Flüchtigen wieder eingefangen haben – die meisten sind vermutlich den Hügel hinunter in die Freiheit gekullert...

Freitag, 24. Juli

Es ist geschafft, heute sind wir 14 Tage in Irland. Eigentlich müssten wir uns freuen, da uns die Locator Forms nun offiziell egal sein dürfen, aber die ganze Sache fühlt sich nach wie vor etwas halbgar an. Wir haben weder etwas Unvernünftiges noch etwas Ungesetzliches getan, waren uns aber trotzdem nie ganz sicher, ob es nicht doch noch irgendwelche Schwierigkeiten geben könnte. Heute beschäftigt mich der Gedanke, dass wir in einer Woche schon wieder unsere Sachen packen müssen, stärker als die Grübeleien über Irlands Stufenplan.

Was wir nicht wissen, als wir mittags aufbrechen, um einen Strand zu erkunden, den wir tatsächlich noch nicht kennen, ist, dass heute einer der Tage sein wird, die unsere Toleranz dem irischen Wetter gegenüber ernsthaft auf die Probe stellen. Zunächst staunen wir jedoch über etwas ganz Anderes. Im Auto läuft das Radio, und zum ersten (und, wie sich später herausstellt, einzigen) Mal in diesem Urlaub hören wir einen längeren Beitrag, der sich weder mit Corona noch mit lokalen Ereignissen beschäftigt. Man schaut über den Tellerrand zu den europäischen Nachbarn hinüber und greift, an den derzeit verfügbaren Themen mit internationaler Relevanz knapp vorbei, in die Schokolade. In epischer Breite wird von dem Rechtsstreit in Deutschland berichtet, der sich mit der Frage befasst, ob Ritter die quadratische Form der Schokoladentafeln schützen lassen kann, oder ob auch andere Hersteller, wenn sie denn möchten, quadratische Tafeln herstellen dürfen. Wir lauschen fasziniert, lernen die komplette Vorgeschichte seit Gründung der Firma Ritter kennen und staunen...

Als wir das Auto abstellen, regnet es leicht, das stört uns jedoch nicht weiter, wir sind mit Regenjacken, schnell trocknenden Outdoorhosen und wasserdichten Schuhen ausgestattet. Die erste Bucht ist spannend für die Kinder, Höhlen und Kletterfelsen wollen erkundet werden, und die folgende hat einen schönen langen Sandstrand, von dem aus man auf Felsen und Inselchen schaut, die heute schon weit vor dem Horizont im Dunst verschwimmen. Die neblige Magie, die ich so liebe und die ich in mir zu speichern versuche für ein weiteres langes Jahr, bis ich wieder hier sein kann, nimmt mich in dieser Bucht ganz gefangen. Alle sind sich einig, dass wir bei gutem Wetter noch einmal herkommen werden, denn bei Sonnenschein wird es mindestens genauso schön sein, und die Kinder haben längst beschlossen, dass sie hier schwimmen möchten. Inzwischen ist allerdings die letzte Regenpause schon eine Weile her, der Regen wird stärker, und wir beschließen, den Rückweg anzutreten. Es dauert nicht lange, und wir wandern durch einen dichten Landregen, von dem wir jetzt schon wissen, dass er uns komplett durchweichen wird, bis wir wieder bei unserem Auto sind. Die Kinder reden von Kakao und einem Hörspiel auf der Couch, und auch mein Mann und ich sind inzwischen an dem Punkt, an dem wir uns fragen, ob das nun hätte sein müssen. Auf halber Strecke spüre ich, dass das Wasser von den nassen Hosenbeinen aus über die Socken auch den letzten Winkel meiner Schuhe erreicht hat, und bald blubbern auf dem Vorderfuß bei jedem Schritt lustige Blasen aus dem Gewebe der Schuhe, die schon so manches ungewollte Vollbad überstanden haben, wenn ich beim Fotografieren mal wieder nicht aufgepasst habe und mir plötzlich eine Welle über die Füße geschwappt ist. Bisher waren meine Füße hinterher trotzdem immer trocken, jetzt sind sie definitiv nicht mehr – wie auch der Rest von mir. Den anderen geht es nicht besser, und als wir endlich das Auto erreichen, bleibt uns nur das, was wir in jedem Urlaub einmal tun: Wir lassen im wahrsten Sinne des Wortes die Hosen runter und geben auf dem Heimweg ein Bild ab, für das wir vermutlich eines nassen Tages als öffentliches Ärgernis verhaftet werden. Da bei diesem Wetter das Auto wohl eher Schimmel ansetzen würde als zu trocknen, bleibt uns allerdings keine Wahl, und wieder einmal bin ich sehr dankbar für Waschmaschine und Trockner in unserem irischen Zuhause – gewaschen und geschleudert sind unsere Sachen definitiv weniger nass als jetzt. Kaminfeuer und Gasofen helfen beim Trocknen der Schuhe und Jacken, aber morgen werden trotzdem alle ihre Wechselsachen anziehen müssen. Ich habe unser Gepäck über die Jahre an vielen Stellen reduziert, mein Mann hat diesmal sogar gefragt, was ich denn wohl vergessen hätte und ob da nicht mindestens eine Tasche fehle, aber Jacken und Schuhe müssen definitiv in doppelter Ausführung vorhanden sein, sonst würde Tagen wie diesem Stubenarrest folgen.

Samstag, 25. Juli

Unbeständiges Wetter – der irische Fachbegriff *sunny spells and scattered showers* klingt netter, ist aber nicht trockener – und konkrete Pläne sind inkompatibel, also lassen wir uns heute einfach mal treiben. Der Errigal trägt eine hübsche Nebelmütze, also fahren wir zu dem kleinen See in Dunlewey, an dessen Ufer wir gern Spiegelungsfotos von unserem Lieblingsberg machen, aber der Wind bewegt die Wasseroberfläche zu stark, und wir ziehen weiter. In der Nähe gibt es einen kleinen Wasserfall, an dem wir ganze Schwärme

großer Libellen beobachten, dann erforschen wir ein Grundstück mit mehreren zerfallenen Häusern, in dem noch eine halbe Bratpfanne, ein vom Rost zerfressener Kochtopf und ein von Moos und Farn halb verdecktes hölzernes Bett daran erinnern, dass hier einmal ein Lebensmittelpunkt gewesen ist.

Bis wir zum Auto zurückkommen, sind wir schon wieder ziemlich nass, also fahren wir erst einmal ein ganzes Stück, immer der Nase nach, um wieder warm und trocken zu werden. So landen wir in Downings und staunen, denn hier ist so viel Betrieb wie immer im Sommer, auf den ersten Blick scheint es kein *social distancing* zu geben. Wir ergattern einen Parkplatz und laufen ein wenig durch den Ort. Nun scheint zwar die Sonne von einem Himmel, über den im Augenblick nur Schäfchenwolken ziehen, doch plötzlich fängt es trotzdem wieder an zu regnen, so dass wir im Sonnenschein durch einen Vorhang aus Tropfen laufen. Einen Regenbogen suchen wir leider vergebens, und das Töpfchen Gold an seinem Ende scheint auch schon gefunden worden zu sein, denn wir werden permanent von schweren SUVs mit teuer gekleideten Insassen überholt. Wir lindern den Kulturschock mit einem Eis und flüchten wieder aus dem Ortskern, der uns eindeutig zu rummelig ist. Im Shop der alten McNutt-Fabrik stöbern wir aber noch einmal durch die Auslagen, und hier werde ich tatsächlich auf das Thema *self isolation* angesprochen. Die Verkäuferin beginnt eine höfliche Konversation über das Wetter und fragt, ob ich Britin sei. Ich erzähle, dass ich aus Deutschland komme, da weiten sich ihre Augen, und sie fragt leicht entgeistert, wie ich denn das geschafft hätte. Ich erzähle und entnehme ihrer Reaktion, dass sie nicht wirklich nachvollziehen kann, welchen Aufwand wir betrieben haben, um hier drei Wochen Urlaub zu verbringen. Auf dem Heimweg begegnet uns zum ersten und einzigen Mal in diesem Jahr ein anderes deutsches Auto. Beruhigend, dass wir scheinbar doch nicht die einzigen Verrückten sind...

Sonntag, 26. Juli

Endlich schauen wir beim Aufwachen mal wieder in einen blauen Himmel und beschließen, unsere Chance zu nutzen und der neu entdeckten Bucht einen weiteren Besuch abzustatten. Den gesamten Vormittag hier zu verbummeln, ist wunderschön – wir laufen am Strand entlang, bestaunen wieder einmal die Farben, die die Sonne hervorzaubert und an denen wir uns nie sattsehen werden. Das Meer verläuft von hellem Türkis über unzählige Schattierungen bis in ein tiefes Blau, der helle Sand und die rötlichen Felsen runden das Bild ab, das Grün des Dünengrases rahmt es am Rand des Blickfeldes ein. Der Himmel ist blau und von



Schäfchenwolken durchzogen. Am Ende der Bucht klettern wir auf die Felsen und sehen den Wellen zu, die sich hoch aufspritzend an den Steinen brechen, während die Kinder die Zeit nutzen, um auf alle Felsen zu klettern, die sie erreichen können.

Irgendwann bummeln wir schließlich gemütlich zurück zum Auto, wo meine drei Männer sich dann die Neoprenanzüge anziehen und ausgiebig im flachen Wasser und den kleinen Tümpeln, die die Flut zurückgelassen hat, schwimmen und plantschen. Für die Bodyboards reichen hier

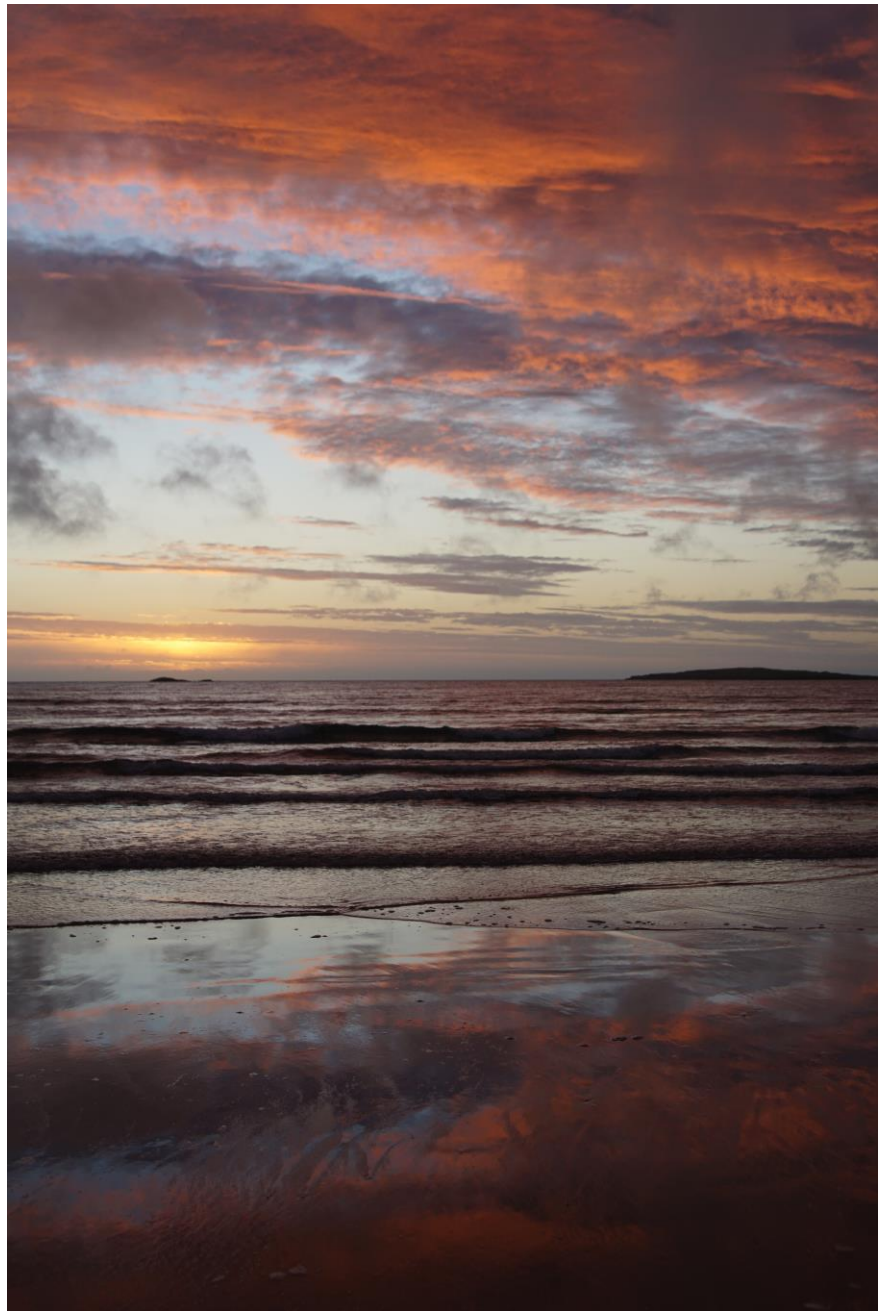
die Wellen nicht, aber das flache Wasser hat die Sonne zumindest um ein paar Grad erwärmen können, so dass der Badespaß heute länger dauert als sonst.

Auf dem Rückweg beschließen wir spontan, noch in Carrickfinn anzuhalten. Es ist inzwischen ziemlich spät, aber der Tag ist einfach zu schön, um schon nach Hause zu fahren. Wir hatten ohnehin vor, mit den Kindern mal zum Sonnenuntergang am Strand zu bleiben – warum also nicht heute. Eine gute Entscheidung, wie sich bald herausstellt, denn der Sonnenuntergang wird wunderschön. Auch die Kinder, die nach dem langen Tag ziemlich müde sind, genießen den Abend und bestaunen das Farbenspiel am Himmel, das alle Gold-, Orange- und Rottöne zu durchlaufen scheint, die man sich vorstellen kann, bevor Pink und ein zartes Rosa folgen, die schließlich in immer dunkler werdende Blautöne übergehen. Würde man all das genauso malen, würde jeder, der noch nie einen irischen Abendhimmel gesehen hat, das Ergebnis als naiven Kitsch abtun, und Freunde, die meine Fotos sehen, fragen regelmäßig, ob die Bilder bearbeitet seien – nein, das ist an einem Abend wie heute vollkommen überflüssig.

Montag, 27. Juli

Heute öffnet der *Lakeside Center* in Dunlewey nach einer ausgedehnten Corona-Zwangspause wieder seine Türen.

Wir haben während unserer Winter School-Zeit hier die Workshops, Sessions und Konzerte erlebt, die bis heute der innerste Kern unserer Liebe zur irischen Musik sind und fühlen uns diesem Ort deshalb eng verbunden. Wir beobachten nun aber auch schon seit Jahren den Verfall des *Jonad Cois Locha* und fragen uns, warum niemand die Initiative ergreift und ihm wieder auf die Sprünge hilft. Die Bootstouren, das Museum, der Spielpark, der *craft shop* und der *tea room* – nichts wird modernisiert oder auch nur repariert. Über den Spielpark haben wir uns, als die Kinder kleiner waren, sehr geärgert, denn kaum ein Spielgerät war noch so weit in Ordnung, dass man keine Angst um seine Sprösslinge hätte haben müssen, und alle Stationen, die für die Kinder besonders interessant waren, mussten, nachdem man schon Eintrittskarten gekauft hatte, nochmal extra bezahlt werden. Heute besuchen wir nur kurz den *craft shop*, der früher neben den üblichen Souvenirs ein gutes Sortiment an ausgefallenen Folk-CDs und lokalem Kunsthandwerk im Angebot hatte. Ganz offenbar ist hier während der Zwangspause, die mehr oder weniger nahtlos an die touristenfreie Winterzeit angeschlossen haben dürfte, überhaupt nichts passiert. Die Luft ist feucht und muffig, und ganz offensichtlich hat man nicht nur keinerlei Waren nachbestellt, es hat sich auch niemand die Mühe gemacht, die verbliebenen einigermaßen strategisch über die Regale zu verteilen und so trotzdem den



Eindruck zu vermitteln, dass man von der Wiedereröffnung nicht vollkommen überrascht worden sei. Wir haben schon lange das Gefühl, dass es hier niemanden mehr wirklich interessiert, was die Gäste denken, wenn sie diesen Ort wieder verlassen, und ob sie wiederkommen würden, aber allmählich hat man den Eindruck, hier zum Störfaktor zu werden. Es wird ein kurzer Besuch – bleibt zu hoffen, dass doch noch jemand diesen eigentlich wunderschönen Ort in den Zustand zurückversetzt, in dem wir ihn kennengelernt haben.

Dienstag, 28. Juli

Inzwischen kommen wir lange genug hierher, um Gewohnheiten nicht nur abgelegt, sondern sogar schon wieder aufgenommen zu haben. Über viele Jahre hinweg haben wir unsere Strandspaziergänge in Falcarragh immer am Pier begonnen – mühsam, weil man entweder eine ganze Weile laufen oder aber über die Dünen krabbeln muss, um den eigentlichen Strand zu erreichen, aber es war lange Zeit der einzige Zugang, den wir kannten. Inzwischen haben wir dazugelernt und den viel bequemerem Zugang am anderen Ende des endlosen Strandes entdeckt, wo es einen richtigen Parkplatz gibt, von dem aus man das Wasser in wenigen Minuten erreicht. Heute muss es trotzdem der alte Parkplatz am Pier sein – einfach nur, um die Vorfreude zu genießen, während wir uns auf den Weg machen, mein Mann mit dem Kleinen über die Dünen, der Große und ich außen herum. Dieser atemlose Moment, wenn ich um die letzte Biegung komme und die endlose Weite des Strandes sich plötzlich vor mir ausbreitet, ist anders als vor fünfzehn Jahren, als wir diesen Ort an einem kalten Januartag entdeckten, denn er kommt nicht mehr unerwartet, aber sich auf ihn zu freuen, ist genauso schön. Heute strahlen gerade alle Farben in der Sonne, das Meer ist türkis mit weißen Krönchen, der Himmel blau mit durchscheinenden Wolkenschleiern. Wir machen eine lange Wanderung, bevor wir uns irgendwo in den Sand fallen lassen und unser Picknick auspacken.

Bis wir wieder am Auto sind, hat der Wind stark aufgefrischt, also zieht es meine Männer ins Wasser. Da direkt Regen dazukommt, wird es jedoch nicht wie ursprünglich geplant das andere Ende des Strandes, das heute endlich an die Reihe kommen sollte, sondern wir „nutzen“ den Regen, um weiter nach Dunfanaghy zu fahren. Die Rechnung geht auf, als wir hier ankommen, scheint die Sonne wieder. Direkt am Ortskern von Dunfanaghy liegt eine vergleichsweise kleine Bucht, die aber als Schwimm- und Surfstrand sehr beliebt ist. Entsprechend viel Betrieb ist auf dem Parkplatz, und auch am Strand ist deutlich mehr los, als wir es bisher an allen anderen Stränden erlebt haben. Als wir zum Wasser kommen, ist klar, was diesen Ort heute so attraktiv macht – die Wellen sind perfekt, eine richtige Brandung mit meterhoch fliegender Gischt, in der sich bereits zahlreiche Bodyboarder und sogar einige Wellenreiter tummeln. Das mütterliche Augenmaß sieht natürlich sofort, dass die Wellen den Kleinen teilweise um einiges überragen, und er bekommt die strikte Anweisung, nicht von Papas Seite zu weichen – heute bin ich ganz froh um das Wissen, dass er vermutlich recht bald wieder bei mir auftauchen und schnatternd nach einem Handtuch fragen wird. Erstmal stürzen die drei sich aber ins Vergnügen und genießen ihr Hawaii-Feeling in vollen Zügen, während ich die Kamera auspacke und mich einem meiner Lieblingsmotive widme – hohe Wellen, sonnenbeschienen, in genau dem Sekundenbruchteil, in dem sie sich brechen, glasklar der Wellentunnel im Licht, wo er noch nicht im weißen Schaum verschwunden ist, und der Wind peitscht darüber eine meterhohe Gischtflagge in die Luft. Natürlich werden auch meine drei unerschrockenen Surfer abgelichtet, und eine Weile verlieren wir uns im Spiel mit Wind und Wellen, doch irgendwann finde ich keine Sonnenflecken mehr für meine Bilder, und dann steht auch schon der Kleine vor mir und bibbert. Ein letzter Kontrollblick zum Himmel – Eile ist geboten. Ich signalisiere meinem Mann, dass der Kleine und ich schon mal zum Auto gehen. Mittlerweile habe ich zum Glück reichlich Übung darin, ein schnatterndes, versandetes Kind aus dem Neoprenanzug zu pellen, abzutrocknen und, obwohl noch klamm und salzwasserklebrig, warm und trocken anzuziehen (nicht, dass er das nicht längst selbst könnte, aber Juniors Gehirn und Motorik frieren bei solchen Gelegenheiten irgendwie gleich mit ein). Während die ersten dicken, schweren Tropfen fallen, schützen wir uns unter der offenen Kofferraumklappe, und dann sprinten wir ins Auto und sind froh, die Türen hinter uns zuschlagen zu

können. Es gießt in Strömen, mein Mann und der Große bleiben nun einfach im Wasser, nass ist nass, also können sie auch noch ein paar Wellen mitnehmen. Als der Regen endlich nachlässt, kommen sie zum Auto – nun reicht es ihnen auch, und die Aussicht auf eine heiße Dusche, ein Kaminfeuer und Kakao machen den Tag perfekt.

Spät am Abend, als mein Mann und ich am Esstisch vor dem Kaminfeuer sitzen, im Glauben, dass die Kinder schon lange schlafen, steht der Große plötzlich vor mir – erst auf den zweiten Blick sehe ich, dass er weint. „Mama, ich will am Samstag nicht nach Hause fahren. Ich will hierbleiben.“ Er rollt sich auf meinem Schoß ein, so gut dass bei seiner Größe noch geht, und wir vergießen gemeinsam noch ein paar Tränen. Unser Freund, der dem Großen seinen zweiten Vornamen gegeben hat, nennt dieses Phänomen *Donegal flu*, das Gefühl, diesen Ort so sehr zu lieben, dass man den Moment des Abschieds eigentlich nicht aushalten kann, unerträglich und unvermeidbar. So leid mir meine Kinder tun, wenn ich sehe, wie traurig sie das macht, so sehr freue ich mich doch darüber, dass wir die Liebe zu diesem Ort teilen.

Mittwoch, 29. Juli



Es gibt nicht allzu viele Orte im Nordwesten Donegals, die wir noch nicht kennen, aber er ist ein Projekt, das sich aus irgendeinem Grund auf unserer To-do-Liste häuslich eingerichtet hat und schon seit Jahren hartnäckig dort hockt: der Mount Muckish. Ebenso ungerührt tront er heute auch in der Landschaft, groß und breit, und wie schon im letzten Jahr versuchen wir, zumindest den *trailhead* zu finden. Dass wir deshalb schon wissen, welches Sträßchen garantiert nicht zum Startpunkt des Aufstiegs führt, ist das eine – dass uns das Navi, das

zunächst behauptet hatte, zu wissen, wohin wir wollen, und uns auch dorthin führen zu können, schon bald im Stich lässt, das andere. Die Gegend ist malerisch, gäbe es den Asphalt nicht, würde man hinter der nächsten Kurve Hobbits, Elfen oder Drachen erwarten. Uns erwarten jedoch erstmal Schafe, und das wie üblich mitten auf der Straße.

Das könnte ein schönes Foto werden, ich zücke die Kamera und steige aus, flüchte jedoch umgehend wieder ins Auto. Es ist beinahe windstill, die Luftfeuchtigkeit vom letzten Regen noch hoch – bestes irisches Vampirwetter. Sie sind winzig, sie sind grausam, sie schlagen den geneigten Irlandfan von jedem noch so wunderschönen Ort in die Flucht, denn sie beißen erbarmungslos zu – *midges* sind unterwegs. Die Biester sind winzig, das ist nicht etwa ein Vorteil, sondern Teil des Problems – sie krabbeln wirklich überall hin, wo man sie nicht haben möchte, und die Bisse sind angesichts ihrer Winzigkeit erstaunlich schmerzhaft. Die Kinder stöhnen schon, denn ich habe beim Einsteigen gleich ein paar mit ins Auto gebracht, die uns nun auf der Suche nach einem Opfer um die Köpfe schwirren, doch mein Mann, obgleich aufgrund seines eher lichten Haupthaars ein guter Landeplatz für die Meute, hält an seinem Plan fest – der *trailhead* muss es heute sein. Schließlich erreichen wir den Parkplatz und können, da über das offene Gelände doch inzwischen ein leichter Wind weht, der uns die kleinen Blutsauger weitgehend vom Leib hält, ein wenig die Gegend erkunden. Von hier aus lässt sich nicht nur der Muckish besteigen, der in der Ferne wie ein riesiger



graugrüner Tisch thront, wir finden einen relativ kurzen Rundweg, der den Weg einer alten Bahnlinie verfolgt. Unwillkürlich trete ich im Kopf eine Zeitreise an, während ich durch die von Felswänden abgedunkelte Schneise wandere, stelle mir vor, wie die Menschen sie mühevoll in den Stein gesprengt haben, um mit der Eisenbahn den Fortschritt ins Land zu holen, während die Natur rechts und links davon eine kurze Atempause eingelegt hat, um sich nach einigen Generationen schon zurückzuholen, was der Mensch auf ewig unter seine Herrschaft gebracht zu haben glaubte. Endpunkt unseres Spaziergangs ist ein kleiner See, der sich in die dunkelgrün begraste, hügelige Landschaft schmiegt und heute gar keine richtige Farbe zu haben scheint, weil auch der inzwischen lückenlos wolkenverhangene Himmel über ihm keine hat. Dass es immer dunkler wird, verheißt nichts Gutes, wir treten also den Rückzug zum Auto an – viel haben wir hier heute noch nicht entdeckt, aber unsere Neugier ist geweckt, wir werden wiederkommen...

Donnerstag, 30. Juli

Man lernt hier die Zeichen der Natur zu lesen. Wenn man am Morgen den ersten zaghaften Blick nach draußen wirft und eine Schnecke an der Fensterscheibe im ersten Stock ihre Bahnen ziehen sieht, kann man sich sicher sein, dass es im Erdgeschoss nicht nur der Schnecke zu nass ist. Ich muss auch gar nicht erst die Brille vom Nachttisch nehmen, um genau beurteilen zu können, wie sich das Rauschen, das ich höre, auf Wind und Regen verteilt – ich drehe mich einfach direkt nochmal um und ziehe mir die Decke über den Kopf.

Das Haus verlassen wir erst nach 17 Uhr, bis dahin haben alle gemütlich vor sich hin getrödelt, was besonders die Kinder zum Ende eines Urlaubs immer sehr genießen. Jetzt hat aber auch niemand etwas gegen Sauerstoff und Bewegung, und im wolkenverhangenen Nachmittagslicht begrüßt uns unsere neuentdeckte Bucht mit wunderschönen, fast dramatischen Bildern, denn der Wind spielt ununterbrochen mit den Wolkenformationen, so dass der Himmel aussieht wie das Schmierblatt eines Malers, der wahllos verschiedenste Techniken vom Aquarell bis zur präzisen Bleistiftskizze nebeneinander ausprobiert hat, um herauszufinden, welche am besten wiedergibt, was er sieht. Durch die Lücken zwischen den Wolken fallen die letzten Strahlen der Nachmittagssonne auf das Meer, auf nassen Sand, Kieselsteine und in Schaum und Blasen auslaufende Wellen – ich könnte stundenlang dieses Schauspiel aus Wolken und Licht betrachten, das sich mit jedem Schritt, den ich gehe, mit jeder Welle, mit jeder Windböe wieder verändert und alles umfasst, was in meinem Blickfeld liegt. Die Kinder stellen fest, dass sie „über den Himmel laufen“ können, wenn sich dort, wo der Sand gerade noch mit Wasser bedeckt ist, die Wolken in so intensiven Farben spiegeln, dass sie sich kaum von den Originalen am Himmel unterscheiden. Natürlich haben sie dieses Spiel schon genauso häufig gespielt wie ich dem Schauspiel von Wolken, Licht und Wellen zugesehen habe, aber wir können uns einfach nicht vorstellen, uns jemals daran satt zu sehen.

Freitag, 31. Juli

Ein Hoch auf die neue Reiseroute! Da wir nun nicht mehr mitten in der Nacht losfahren müssen, um morgens um sieben Uhr in Belfast an der Fähre zu sein, können wir uns, nachdem endlich die letzte Socke und der letzte Legostein gefunden und alle neuen Bücher, gesammelten Kiesel und Muscheln sowie ein Jahresvorrat an Teebeuteln, *muscovado sugar* und Was-weiß-ich-noch verstaut sind, einen letzten langen Spaziergang in Falcarragh gönnen, bevor der Urlaub mit dem obligatorischen Abendessen vom *take away* seinen Abschluss findet. Nach dem Essen schaue ich aus dem Küchenfenster hinüber zur Bucht von Carrickfinn, lasse spontan alles stehen und liegen und fahre nochmal los, denn mit diesem Sonnenuntergang hat mir der Wettergott offenbar sein ganz persönliches Abschiedsgeschenk machen wollen. Mein Mann ist zum Glück in solchen Momenten großzügig, gönnt mir die Abschiedstour und bringt die Kinder ins Bett. Als ich den Strand erreiche, ist die Sonne fast schon ins Meer gesunken, aber ihr Licht reicht noch aus, um die graue Wolkenschicht über dem blassblauen Streifen am Horizont rosa einzufärben – am Himmel ebenso wie unter meinen Füßen. Vom Horizont aus schickt die Sonne noch ein paar Minuten lang einen goldenen Pfad über die Wellen, dann ist sie verschwunden, und das Meer wird schwarz. Das Rosa-Grau-Gemisch am Himmel

hingegen verdichtet sich zu einem Farbton, der jeden Flamingo vor Neid erblassen ließe, bevor sich die Wolken allmählich auflösen und der Himmel zunächst Violett und dann Dunkelblau wird. Es gelingt mir, mit der Kamera den Moment einzufangen, in dem die eine Hälfte des Himmels oberhalb des goldenen Streifens, der immer noch über dem Horizont steht, violett und die andere bereits dunkelblau ist, davor die dunkelgrauen Wolkenfetzen – die Schönheit des Moments ist genauso unwirklich wie das Wissen, dass nun wieder alles vorbei sein soll, dass wir ein weiteres Jahr werden warten und träumen müssen, bis wir wieder hier sein dürfen, und wer weiß, wie Corona unsere Welt bis dahin verändert haben wird.

Für diese drei Wochen sind wir jedenfalls unendlich dankbar. Ja, wir haben die Musik vermisst. Es war seltsam, abends nicht zur Session in den Pub zu fahren, und nicht ein einziges Konzert zu hören. Gleichzeitig war es dadurch auch viel einsamer als sonst, denn zu den Sessions gehören natürlich nicht nur die *tunes*, sondern auch die Musikerinnen und Musiker, die man häufig schon ewig kennt und mit denen man schon viele Abende verbracht und viele Sets gespielt hat. Dennoch ist uns bewusst, dass wir in diesem Jahr zu den Auserwählten gehören und dass wir sehr großes Glück hatten. **Wir mussten unseren Urlaub nicht stornieren, wir durften Homeoffice, Homeschooling und viele andere Einschränkungen für eine kleine Weile gegen die Weite und Schönheit Donegals eintauschen. Ja, wir mussten eine gute Portion Hartnäckigkeit und Abenteuerlust und vielleicht auch etwas Mut zum Risiko in die Waagschale werfen, aber wir sind uns einig: Das war es wert.**

Samstag, 1. August

Noch ein Vorteil der neuen Reiseroute: Selbst am Abfahrtstag ist noch ein Carrickfinn-Abschiedsspaziergang möglich. Das finden wir viel schöner als eine „Flucht“ bei Nacht und Nebel, und wir trödeln nochmal über den Strand, jeder in seine Gedanken versunken, bis es anfängt zu regnen. Dann machen wir uns auf nach Belfast, wo wir den restlichen Tag verbringen wollen, bis es abends auf die Nachtfähre geht. Die Fahrt verläuft problemlos, und wir kommen bei schönstem Sonnenschein in Belfast an – ein Glück, denn hier in der Großstadt wollen wir natürlich möglichst wenig Zeit in Geschäften oder anderen geschlossenen Räumen verbringen. Also beschließen wir, den botanischen Garten zu erkunden, und stellen schnell fest, dass wir die richtige Wahl getroffen haben. Das Palmenhaus ist zwar pandemiebedingt geschlossen, aber wir sind überwältigt von der Vielfalt der Blumen und Pflanzen und dem Farbenmeer des Rosengartens. Wir finden einen langen, geraden Weg, der rechts und links mit einem bunten Durcheinander verschiedenster Gartenblumen bepflanzt ist (die meisten kennen wir, einige hat selbst eine Freundin, die studierte Biologin ist, noch nie gesehen und nicht bestimmen können). Hier tummeln sich Unmengen von Hummeln, und wir verbringen viel Zeit damit, die sympathischen „Plüschpopos“ zu beobachten.

Irgendwann haben wir alle Winkel des weitläufigen Parks erforscht und schlendern nun doch noch ein Weilchen durch die Innenstadt. Zum Glück ist nicht allzu viel Betrieb, und auch hier werden konsequent Masken getragen und Hände desinfiziert, so dass wir uns in zwei oder drei Geschäfte wagen, bevor wir ein kleines Restaurant aufsuchen, in dem wir uns ein Abendessen gönnen. Wenn die Fähre ablegt, wird längst Schlafenszeit sein, also müssen die Mägen vorher gefüllt werden. Zum Glück fahren wir sehr rechtzeitig zum Hafen, denn es dauert ein wenig, bis wir den richtigen Schalter gefunden haben, trotz aller mitgebrachten Erfahrung. Die Beschilderung ist nicht ausschließlich hilfreich, gleiches gilt für die Menschen, die wir ansprechen – aber irgendwann stehen wir da, wo wir hingehören, und dann steht einer ruhigen Nacht auf See zum Glück nichts mehr im Weg. Die Fahrt durch Großbritannien verläuft am nächsten Tag zum Glück ereignislos, inzwischen sind wir doch ziemlich müde und froh, nicht mehr auf außergewöhnliche Ereignisse reagieren zu müssen. Wir haben allerdings die ganze Zeit über die Uhr im Blick – es wäre großartig, wenn wir nicht die gebuchte Fähre erreichen würden, sondern schon eine frühere, dann wäre die Ankunft zu Hause deutlich entspannter. Aber obwohl alles glatt läuft, verschiebt das Navi unsere Ankunft in Dover minutenweise nach hinten, und es wird immer knapper. Irgendwann müssen wir uns eingestehen, dass wir das wohl vergessen können, und wir überlegen schon, ob die Zeit vielleicht noch für einen Cliff-Spaziergang

reicht, wenn wir nun schon die späte Fähre nehmen müssen. Aus einer Laune heraus fahren wir, obwohl wir es besser wissen müssten, trotzdem erstmal zum Hafen – und haben unglaubliches Glück: Obwohl die Schalter längst geschlossen sein müssten, dürfen wir noch durchfahren und bekommen die frühere Fähre, die wenig später direkt ablegt! Die Überfahrt von Dover nach Dünkirchen verschläft mein Mann, der einen Großteil der Strecke gefahren ist. Die Kinder und ich verabschieden uns – wie üblich unter Tränen, aber das gehört dazu – von den Cliffs, die sich noch einmal im besten Licht zeigen und vor blauem Himmel und türkis schimmerndem Wasser mit weißen Schäfchenwolken um die Wette strahlen. Ich versuche, wie immer, wenn ich den letzten Zipfel Land am Horizont verschwinden sehe, die letzten Wochen ganz tief und sicher in mir einzuschließen, damit ich lange davon zehren kann (ich muss dann immer an die Maus Frederik denken, die sich im Winter an die Farben des Sommer erinnert), aber ich weiß, dass ich spätestens kurz vor Weihnachten sicherheitshalber mal die Webseite von Gaeltacht Reisen aufrufen und nachschauen werde, ob unsere Buchung für das kommende Jahr ordnungsgemäß eingetragen ist – länger als bis Dezember schaffe ich es nie. *Donegal flu* ist nicht heilbar, und das ist gut so...



Das alles war im Sommer 2020 – und siehe, es war gut.

M, M, E und T - das ist und war und wird die vierköpfige Familie aus Essen auch in diesem Sommer 2021 wieder sein.

Rückfragen? Den Kontakt stellen wir gerne her.

kontakt@gaeltacht.de // 02841 – 930 111

Das war deren Autofährenverbindung (Wir in Moers nennen sie „Beatles-Strecke“) . Man kann auch frühere Abfahrten wählen:

13:30 – 14:00 Uhr Calais/Dünkirchen – Dover (DFDS)

22:30 – 06:30 Uhr Liverpool-Belfast (StenaLine)

22:30 – 06:30 Uhr Belfast-Liverpool

14:45 – 17:15 Uhr Dover-Calais/Dünkirchen

